

Fazit und Ausblick

Diversity-Sensibilität rückt die gerechte Bezugnahme auf die vielfältige Wirklichkeit der Adressat_innen ins Zentrum der sozialpädagogischen Beziehung. Sie schließt damit an die klassische professionstheoretische Frage nach dem Verhältnis zwischen Besonderem und Allgemeinem an; zwischen der Besonderheit der Individuen in ihrer Vielfalt und der Orientierung an allgemeinen Vorannahmen, die auf gesellschaftlich geteilten Normen gründen und oftmals gesellschaftliche Hierarchien stützen. In der vorliegenden Arbeit wurde argumentiert, dass sich eine solche Beziehungsethik bereits in den frühen Fürsorgeethiken Sozialer Arbeit finden lässt. Alice Salomons weibliche Kulturarbeit etwa war genau auf die Vermeidung schematisierter Vorannahmen zugunsten der Berücksichtigung der ›Mannigfaltigkeit alles Lebendigen‹ hin ausgerichtet. Auch die Verantwortung gegenüber ›allen‹ Ungerechtigkeiten und die Vermeidung von rassistischen, klassen- oder geschlechterbezogenen Vorurteilen war damals bereits Thema. Dennoch wurde in der Arbeit auch argumentiert, dass die mit der Diversity-sensiblen Beziehungsethik verbundene Kritik an der normativen Fundierung Sozialer Arbeit erst vor dem Hintergrund der Krise der Repräsentation und der damit verbundenen Kritik an der väterlichen Funktion der Tradierung bürgerlich-patriarchaler Normen und Werte möglich wurde.

Die Wohlfahrtsstaatskritik der 1970er- und 1980er-Jahre belebte die Frage nach dem Verhältnis zwischen Besonderem und Allgemeinem daher auf neue Weise. Wie lässt sich die Diversity-sensible Beziehungsethik, die aus dieser Kritik hervorging, abschließend bewerten? Mit Michael Wimmer ließe sich vermuten, dass in dem »Zerfall des Allgemeinen«, wie er die Krise der Repräsentation bestimmt, durchaus ein pädagogisches Potenzial liegt; die Möglichkeit einer neuen ethischen Beziehung zum Singulären, die sich dadurch auszeichnet, dass das Singuläre für das pädagogische Denken und Handeln als

etwas Fremdes, das »dem Wissen Widerstand bietet« (Wimmer 2016, S. 425), wiederkehrt:

Der Gewinn des von nicht wenigen beklagten ›Verlusts‹ einer einheitlichen Idee oder des Zerfalls des Allgemeinen als Identitätsgarant besteht dann in der Wiederentdeckung der paradoxalen Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns. Mit der Erkenntnis der Grenzen der Intentionalität, der Unentscheidbarkeit und Kontingenz, das heißt der Unmöglichkeit einer generell vorab definierbaren Handlungslogik, die situativ bedingte Entscheidungen und Urteile regelbar mache, wird der einzelne gerade in seiner unvertretbaren Singularität gegenüber dem Anderen wieder erkennbar. Damit wird die Pädagogik an ihre gründende Einsicht erinnert, daß sie nur als Beziehung zum unverfüglichen Anderen ihre Besonderheit und Bestimmung erlangen und erhalten kann, als Beziehung zu dem, was nicht Wissen ist, sondern anders als Wissen. (Ebd., S. 445f.)

Die Frage, inwiefern Diversity-Sensibilität eine solche ethische Beziehung zum anderen in seiner Unverfügbarkeit ermöglicht, ist vor dem Hintergrund der vorliegenden Arbeit über die Dimension des Begehrens zu beantworten, das sich an das Ideal einer vielfaltssensiblen Beziehung bindet. Denn aus feministisch-lacanianischer Perspektive erscheint es kaum ausreichend, diese Frage allein über die Formulierung eines festen Sets an professionellen Normen oder ethischen Haltungen zu beantworten, die den Fachkräften zur Orientierung oder Habitualisierung bereitgestellt werden, verbleibt eine solche Antwort doch allein auf der Ebene des Über-Ichs. Ausgehend von der Annahme, dass das Begehrten ein zentrales Strukturmoment pädagogischer Beziehungen bildet, wurde in der vorliegenden Arbeit daher nach den übergeordneten Organisationsweisen des Begehrens gefragt, die sich in den Selbstverständnissen und Beziehungsphantasien Diversity-geschulter Fachkräfte zeigten. Ein theoretischer Rahmen dafür wurde in Jacques Lacans Denken und dessen feministischer Weiterentwicklung identifiziert. Mit Lacans sprachtheoretisch fundiertem Begehrenverständnis lassen sich gesellschaftliche Allmachts- und Beherrschungsphantasien genau auf dieser Ebene analysieren. Sie zeigen sich historisch in der ödipal-patriarchal geformten Subjektgeschichte, sie können sich jedoch auch außerhalb des klassischen Rahmens väterlich strukturierter Beziehungen formieren. Wie die Analyse Diversity-sensibler Beziehungsphantasien zeigte, können sich Allmachtsphantasien auch an die Zurückweisung der väterlichen Funktion und ihrer Tradierung von Norm- und Abweichungslogiken binden. Dies

bleibt in den überwiegend machttheoretisch und sozialkonstruktivistisch fundierten Diversity-Ansätzen jedoch eher unterbelichtet, da ihr Machtverständnis von der Omnipräsenz essenzialistischer Normvorstellungen ausgeht und damit der klassischen Struktur einer väterlichen Funktion und ihrer Macht verhaftet bleibt (vgl. Kapitel 1).

Allmachtsphantasien zeigten sich in der Analyse der Rhetorik der Diversity-Sensibilität. Diversity-Sensibilität ist einerseits von der Tatsache der Differenz zwischen (Merkmals-)Zuschreibungen und der Besonderheit der Einzelnen bewegt und nimmt sie zum Ausgangspunkt ihrer Beziehungsethik. Andererseits wurde in der Analyse sichtbar, wie diese Differenz rhetorisch durch Vielfalt in Form einer Vollständigkeitsmetapher immer wieder eingehetzt wurde. Das Vielfaltideal ist damit zwar kaum noch in einem allgemeinen Sittengesetz fundiert (wie noch bei Salomon), dennoch wurde Vielfalt rhetorisch zu einer Art ordnungsstiftendem Herrensignifikanten geformt, dessen normatives Fundament zwar jenseits eines großen Anderen, aber nun durch eine vermeintlich unmittelbare Realität gestiftet wurde. Die Ordnung der Vielfalt beruhte daher auf Unmittelbarkeits- und Vollständigkeitsphantasien, die danach drängten, diese Differenz imaginär aufzuheben.

Auf der Beziehungsebene führten die Diversity-Normativität und ihr Imperativ der Selbstreflexion in moralische Selbstbeherrschungsphantasien, die sich dadurch auszeichneten, dass eine unentwegte normative Selbstkontrolle versprach, diese unmittelbare Realität der Vielfalt hervorzubringen. Einerseits wurde hier die Unmöglichkeit einer gänzlich neutralen oder technologisierten Position betont, indem die Wirkmächtigkeit der ›persönlichen Dimension‹ in Form des sozialisierten und erzogenen Selbst herausgestellt wurde. Rhetorisch zeigten sich jedoch unentwegte Versuche einer Entledigung dieser letztlich unmöglich vollständig kontrollierbaren persönlichen Dimension. Überformt durch eine verschärzte Über-Ich-Rhetorik, diente die Selbstreflexion eher dazu, sich die irreduzible Besonderheit des Begehrens des _der anderen durch Leugnung oder Ausschluss seiner Unmöglichkeit vom Leib zu halten.

Auch die eigene wohlfahrtsstaatliche Eingebundenheit und ihre potenzielle Konflikthaftigkeit gegenüber dem Begehrn der anderen wurde in den Diversity-sensiblen Beziehungsphantasien immer wieder durch Aufhebungs- und Harmoniephantasien zwischen Ordnung und Begehrn verdrängt. Die Diversity-Normativität weist einerseits die traditionell weibliche Position Sozialer Arbeit als ›Hüterin der Sitten‹ im Wohlfahrtsstaat zurück und bringt

zugleich eine Art neue Version der Position des Weiblichen als eines moralischen Geschlechts hervor, einem imaginären Neutralitätsideal verpflichtet, mit dem sich die Fachkräfte unmittelbar aufseiten der Adressat_innen und ihrer Anliegen und Wünsche imaginieren.

Angesichts dessen lässt sich über das Verhältnis zwischen Besonderem und Allgemeinem in der Diversity-sensiblen Beziehungsphantasie resümieren: Zwar brechen die mit Diversity-Sensibilität verbundenen Sittlichkeitsvorstellungen mit väterlich-paternalistischen Logiken einer Sozialen Arbeit und ihrer wohlfahrtsstaatlichen Normalisierungsfunktion (Olk 1986). Sie brechen auch mit einer weiblichen Moral der Singularität und Vielfalt im klassischen Sinn. Auf der Ebene der Rhetorik zeigte sich jedoch eine ›Kehrseite‹ der Erosion der väterlichen Funktion: Das Singuläre kehrte in der Diversity-sensiblen Beziehung zwar wieder, jedoch nicht in Form einer Unverfügbarkeit oder Grenze. Vielmehr wird das Singuläre, so ließe sich auf Wimmer antworten, unter eine vermeintlich unmittelbare Realität der Vielfalt subsumiert und in der Diversity-sensiblen Beziehungsphantasie und ihrer postödipalen Normativität zur Projektionsfläche imaginärer Ideal-Ich-Spiegelungen.

Die Problematisierung der Selbstspiegelungen soll nicht grundsätzlich jede imaginäre Spiegelung in Abrede stellen. Der Bezug auf das Gegenüber ist in gewisser Weise immer imaginär, ein Bezug auf andere ist notwendigerweise auch ein Bezug auf das eigene Selbst, das Symbolische nicht ohne das Imaginäre zu haben. Jedoch können die Wünsche und Phantasien, die die Diversity-Normativität begleiten, dort problematisiert werden, wo sie den_die andere in seiner_ihrer Unverfügbarkeit durch eine solipsistische moralische Bewegung auf Distanz halten. Die Rede von Differenz und Andersheit, diese eigentlich hysterische Geste einer unmöglichen Übereinstimmung zwischen den Einzelnen und ihrer Symbolisierung, wird dann in eine metaphorische Rhetorik überführt, die sich nicht mehr von einer Erfahrung mit einem konkreten Gegenüber irritieren lässt. Mit Tove Soiland gesprochen lassen sich die analysierten Spiegeldiskurse dann eher begreifen als eine »Operation der Distanzierung, die das Selbst an sich (selbst) vollzieht« (Soiland 2010, S. 350), in deren Kontext das pädagogische Gegenüber und sein (unmögliches) Begehr gerade im Namen seiner Vielfalt und Singularität an Bedeutung verliert.

Problematisch erscheint dabei zudem, dass die Diversity-Gerechtigkeit auch aufseiten der Fachkräfte keine symbolisch vermittelte Position produziert und die moralischen Spiegelungsversuche immer wieder in einen Schulddiskurs kippen. Hier zeigt sich vermutlich eher symptomatisch, was

für die weibliche Dimension sozialpädagogischer Beziehungen bzw. für das weibliche Begehrten und dessen symbolische Vermittlung allgemein gilt: seine Verwicklung in imaginäre Dynamiken zwischen Selbstüberhöhung und Selbstentwertung/Schulddiskurs. Derartige Dynamiken wurden in den 1990er-Jahren in den Diskussionen um Mütterlichkeitsideale in der Sozialen Arbeit intensiv besprochen (vgl. Rommelspacher 1991; Brückner 1992). Diese Debatten bleiben damit aktuell und relevant, wenngleich sie zeitdiagnostisch zu aktualisieren wären. Denn die Analyse der Diversity-Sensibilität zeigte, dass die Diversity-sensible Beziehungsethik nicht ohne die gegenwärtigen postödipalen Transformationsprozesse zu begreifen ist. In der Über-Ich-Rhetorik der Diversity-Sensibilität zeichnete sich eine neue Über-Ich-Härte postödipaler weiblicher Beziehungsphantasien ab, in der »ältere« moralische Überhöhungen einer weiblichen, Sittlichkeit bringenden Sozialen Arbeit an einer »neueren« postödipalen Normativität imaginärer Ideal-Ich-Spiegelungen der Selbstverfügung und Selbstoptimierung ausgerichtet wurden, die die älteren weiblichen Unmittelbarkeitsphantasien einer mütterlich-grenzenlosen Zuwendung gewissermaßen umkehrten: Die »persönliche Dimension« der pädagogischen Beziehung wird dabei kaum noch in einer weiblichen unmittelbar menschlich-persönlichen Bezugnahme auf das Gegenüber (Salomon) idealisiert; vielmehr ist es die Vorstellung eines Ausschlusses jeglicher persönlicher Dimension, die hier eine neue Unmittelbarkeit zwischen Fachkraft und Adressat_in in Aussicht stellt und damit die Fachkräfte mit einem unmöglichen Befehl konfrontiert, gegenüber dem sie sich nur schuldig machen können.

Auch das damit verbundene selbstreflexive Verhältnis, das das Selbst auf diese Weise dem Zugriff des Über-Ichs aushändigt, ist daher aus fachlicher Perspektive zu problematisieren. Im Kontext von Trainings- und Fortbildungsangeboten wird Selbstreflexion gegenwärtig stark gefördert. Als reiner Über-Ich-Diskurs ermöglicht Selbstreflexion jedoch kaum eine professionelle Distanzierung im Sinne der Distanzierung von der eigenen gesellschaftlichen und psychischen Bedingtheit. Im Anschluss an Margrit Brückner ist der gegenwärtig zu beobachtende Trainings- und Fortbildungsboom vielmehr darauf hin zu befragen, inwiefern damit neue Machbarkeitsvisionen mobilisiert werden, die versprechen, »in einem bisher ungekannten Ausmaß die Persönlichkeit zu formen« (Brückner 1993, S. 235). Diesbezüglich ist wohl eher Michael Winklers Vermutung zuzustimmen, dass Reflexivität gegenwärtig eher »Bewegung verspricht«, anstatt eine Alternative zu eröffnen (Winkler 1999, S. 294f.), womit im Kontext von Diversity-Sensibilität gemeint ist: Sie

eröffnet keine gesellschaftlich-subjektive Alternative zu postödipalen Optimierungsimperativen, weiblichen Moralüberhöhungen und Schulddiskursen innerhalb sozialpädagogischer Beziehungen.

Spätestens hier muss jedoch eine Einschränkung dieser Deutung vorgenommen werden. Denn die skizzierte Begehrensdynamik wurde nur für die Interviews mit Anna S. und Hanna R. herausgearbeitet, wenngleich auch mit einigen Unterschieden zwischen den beiden. Im Interview mit Kirsten W. zeigte sich dagegen eine andere Rhetorik. Zwar ließen sich auch bei ihr Wünsche nach einem normativ neutralen und in dieser Hinsicht kontrollierten Selbst erkennen. Ihre Beziehungsphantasien waren dennoch von einem eher selbstbefragenden, metonymischen Sprechen getragen, das immer wieder auf das konkrete Gegenüber und sein Begehr bezogen blieb.

Hinweise auf eine ethische Beziehung zu anderen in ihrer Unverfügbarkeit sind daher eher in dieser rhetorischen Form zu suchen, die die eigenen (pädagogischen) Allmachtsphantasien immer wieder zu durchkreuzen vermochte. Es bleibt im Anschluss an die Analyse zu fragen, inwiefern diese hysterische Rhetorik einen professionellen Anknüpfungspunkt liefern könnte, um die Besonderheit und Vielfalt des Gegenübers jenseits des Namens des Vaters, aber auch jenseits weiblicher Unmittelbarkeitsphantasien für sozialpädagogische Beziehungen weiterzudenken. Jüngere feministische Perspektiven erkennen in der hysterischen Position nach wie vor ein Potenzial gesellschaftlicher Veränderung,¹ und auch für die pädagogische Beziehung und die mit ihr verbundenen postödipalen Allmachtsphantasien könnte ein solches Potenzial in der Wiedereinführung des Negativen, der Unmöglichkeit des Begehrns diskutiert werden. Birgit Althans verweist sogar historisch auf eine enge Verwobenheit des Diskurses der Sozialreformerinnen und ihrer Professionalisierungsstrategien mit dem Diskurs der Hysterikerinnen und ihrem maskierten Begehrn (Althans 2007, S. 20). Allerdings ist in ihrer im Anschluss an Lucien Israel formulierten Vermutung, dass die »niemals endenden Probleme der Sozialen Arbeit« ein »ideales Feld der Aufführung des hysterischen Begehrns« (ebd., S. 21) bilden, bereits eine Problematik ange deutet, wie sie auch in der vorliegenden Arbeit im Interview mit Kirsten W. sichtbar wurde: Die metonymischen Verweise auf ihre eigene Unzulänglichkeit bewahrten Kirsten W. in gewisser Weise vor Allmachtsphantasien einer Verfügung über das eigene Selbst sowie über die anderen. Allerdings ermög lichte die mit dieser Position einhergehende Identifizierung mit der Unmög

¹ Siehe etwa MacCannell 2000.

lichkeit kaum die Setzung oder Bildung von Bedeutung; was nicht nur aus feministischer Perspektive als einseitige Auflösung des Spannungsverhältnisses zwischen Metapher und Metonymie in Richtung Metonymie erscheint (Muraro 2018), sondern auch aus professionstheoretischer Perspektive zu problematisieren wäre. Denn als Flucht in eine eher ›subjektlose‹ Position verhinderte die Identifizierung mit der Unmöglichkeit gerade auch die symbolische Vermittlung professioneller sozialpädagogischer Beziehungen, die symbolische Vermittlung des eigenen professionellen Tuns, die nötig wäre, wenn die pädagogische Beziehung und ihre historische weibliche Seite der Bezugnahme auf die mannigfaltige Wirklichkeit des Gegenübers nicht weiterhin in Unmittelbarkeitsphantasien verharren soll.

Ausblickend ließe sich mit dem hysterischen Diskurs jedoch auf eine Dimension pädagogischer Beziehungen verweisen, die in der vorliegenden Arbeit und ihrem symboltheoretischen Fokus nicht systematisch behandelt wurde: auf die Dimension des Körpers, mit der das Begehrten auch im Sinne einer spezifischen Organisation eines lebendigen Körpers zu begreifen wäre. Kirssten W. deutete im Verlauf ihres Interviews auf diese Dimension hin, als sie ihre körperlich-seelische Affiziertheit durch den Krisenfall ansprach, der ihre Konzentration auf das Gespräch ›störte‹. Überlegen ließe sich ausblickend, inwiefern hier nicht auch der Körper als das ›Verdrängte‹ der Diversity-sensiblen Phantasie der unendlichen Formbarkeit des Selbst wiederkehrte, also ob das, was darin verdrängt wird, nicht auch auf den Körper verweist, der den (postödipalen) Beherrschungsphantasien eine Grenze setzen würde. Diese Dimension des Körpers ist nicht nur im Interviewmaterial angedeutet, sie bildet auch einen wichtigen Gegenstand einiger in dieser Arbeit verwendeten Theorien. So ist es für Luce Irigaray der Körper der Mutter, der im ödipalen Phantasma verdrängt und damit zum Fundament der Geschlechterhierarchie wird: eine Annahme, die im Kern ihrer Überlegungen zu einer Ethik der sexuellen Differenz steht. Auch für Luisa Muraro spielt der Körper eine zentrale Rolle, der in ihren Augen in Lacans Werk immer wieder in einer Bedeutungslosigkeit materieller Beziehungen zu verschwinden droht, weshalb sie für eine Neuaufnahme der Frage nach der Materialität des Körpers plädiert. Diese Frage nach dem Körper als Dimension pädagogischer Beziehungen wäre daher im Anschluss an diese Arbeit weiterzudenken. Aus der hier eingenommenen feministisch-psychoanalytischen Perspektive müsste es diesbezüglich darum gehen, den Körper nicht erneut auf eine biologische Entität zu reduzieren, die dem Symbolischen dichotom entgegengestellt ist. Die Materialität des Körpers wäre stattdessen über den Begriff des Realen weiterzudenken,

im Sinne einer Dimension, auf die man verwiesen ist, über die man aber zugleich nicht verfügt und die sich folglich (sowohl ödipalen als auch postödipalen) Beherrschungsphantasien entzieht, worauf die Hysterikerinnen stets hingewiesen haben.

Die Frage nach einer nicht vereinnahmenden pädagogischen Beziehung zum Gegenüber in seiner Singularität und Vielfalt bleibt somit auch in der postödipalen Subjektkonstellation, nach der Erosion der väterlichen Funktion, weiterhin offen. Im Anschluss an die vorliegende Arbeit müsste es nach wie vor darum gehen, diese weibliche Dimension der pädagogischen Beziehung symbolisch zu vermitteln, d.h. sie weder in einem unendlichen hysterischen »Sich-Geben« zu verklären, noch durch postödipale Beherrschungsphantasien zu überformen und vom Begehr zu entkoppeln. Das Begehr ist auf konstitutive Weise in pädagogische Beziehungen eingeschrieben. Bei aller Kritik an biologistischen Triebverständnissen sowie an der männlichen Begehrensordnung sollte es als Analysekategorie für pädagogische Beziehungen nicht leichtfertig aufgegeben werden.